

*Im Jahr 1968 haben Sie beim Satiremagazin „Pardon“ als Redakteur angeheuert. War das eine gesellschaftskritische Tat?*

Man darf sich „Pardon“ ja nicht als bloßes Witzblatt vorstellen. Ich war damals noch keine dreißig und ein emsiger Journalist. Es hat sich erst später herausgestellt, dass mein Metier eher die Komik ist. Ich habe damals zum Beispiel Oswald Kolle interviewt, den umstrittenen Sexualaufklärer. Dessen Trick bestand darin, dass er alle seine Sex-Tipps im Rahmen der Ehe ansiedelte: „Wollen Sie nicht Ihre Ehe verbessern?“ So umging er die Zensur. Das war eine erfreuliche Begegnung. Das andere Interview, an das ich mich erinnere, war mit Günter Grass. Es ging um seine Werbekampagne für die SPD. Das Verblüffendste daran war, dass er Geld für das Gespräch verlangte.

*Nur zur Warnung: Das hat sich mittlerweile geändert, Geld gibt es heute nicht mehr für Gespräche. Aber wenn Sie sagen, dass das Komische zunächst gar nicht Ihr Bereich gewesen wäre, steht dem doch Ihre Zeit als Kabarettist in Heidelberg während der sechziger Jahre entgegen, als Sie dort studierten.*

Im Kabarett ist die Komik ja nur das Schmiermittel für die gesellschaftspolitische Aussage. Im Publikum saßen sogar die Professoren, die kannten einen Mann. Das war nicht alternativ, das war bürgerlich-erfolgreiches Kabarett. Natürlich waren wir auf der Bühne auch witzig, aber eher frech und kämpferisch. Und auch die „Pardon“ muss man sich neben den heute noch berühmten Nonsensseiten der „Welt im Spiegel“ politisch vorstellen. Ich habe da viel Grundsätzliches geschrieben und Recherchen gemacht, zum Beispiel über die damals blühenden Kommunen, etwa über die K2, die Bülow-Kommune oder die Hamburger Ablassgesellschaft.

*Warum nicht über die berühmte K1 mit Rainer Langhans?*

Die wollten auch Geld, das war zu teuer. Über die Kommunen bin ich in unglaublich viele Milieus gekommen, und weil ich fast so jung war wie die, habe ich viele Leute kennengelernt. Zum Beispiel den Regisseur Wolf Gremm, der in Berlin eine Filmkommune gegründet hatte, die scheußlich schräge Filme machte. Sie bauten etwa eine Orgonmaschine nach der Theorie von Wilhelm Reich nach. Das Ziel dabei habe ich noch fast wörtlich im Kopf: „Wir wollen die Energie der Orgonmaschine, die ein blaues Licht entwickeln soll, filmisch festhalten.“ Da habe ich denen gesagt: „Na, viel Glück!“ Die Filme waren so daneben, dass nicht einmal Porno-Schröder, also der Verleger Jörg Schröder mit seiner deutschen Olympia Press, sie gekauft hat. Aber was für eine Zeit! Was für Ansprüche, was für Lustnummern – einerseits die blanke Orthodoxie und auf der anderen Seite all diese Versuche. Das war das Spannendste damals: diese vielen Versuche des Zusammenlebens, der Kindererziehung, des Theaters. Das faszinierte mich an 1968, mehr jedenfalls als das eigentlich Politische, mal abgesehen von den Protesten gegen die Springer-Presse.

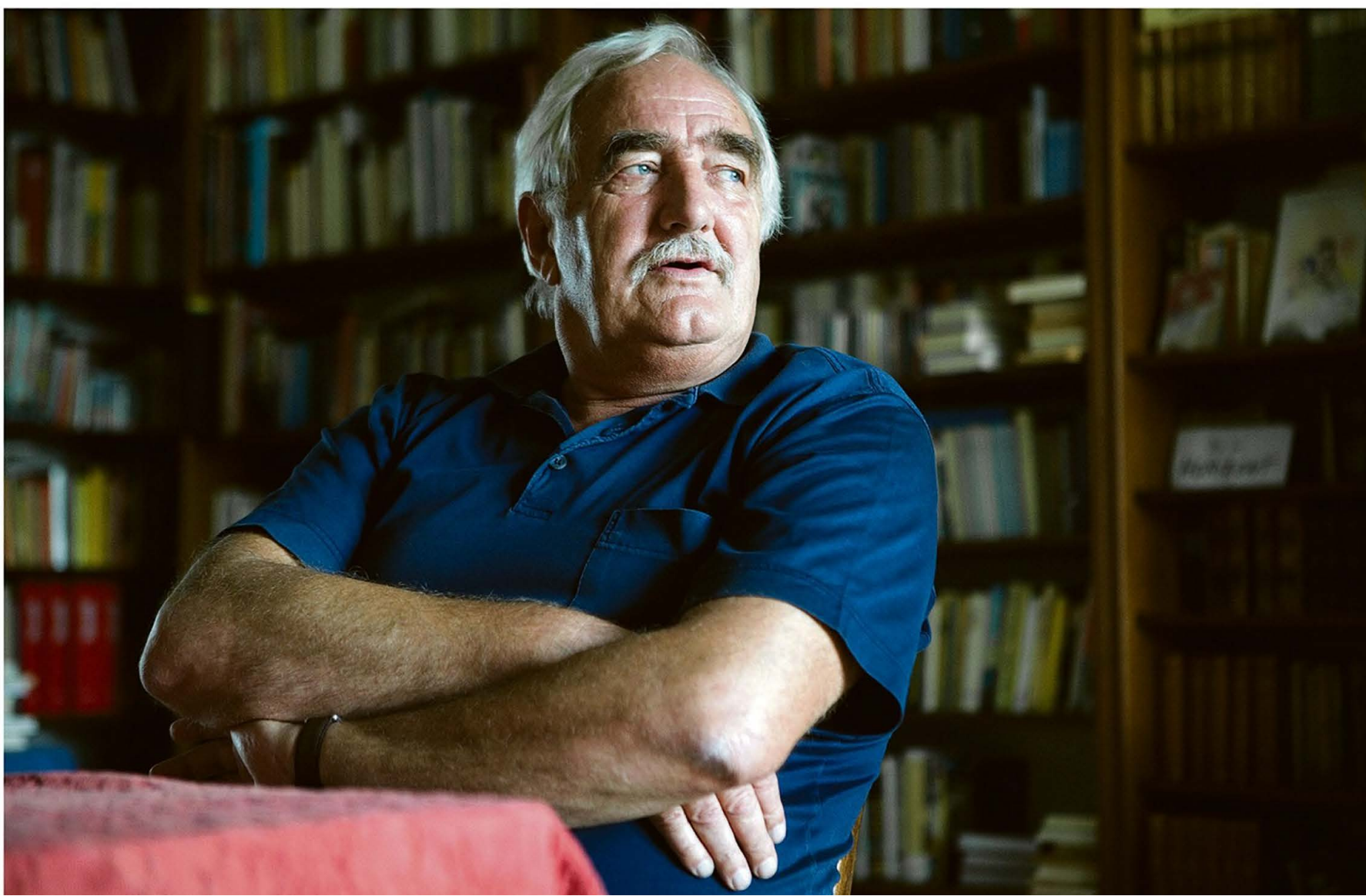
*War der Weg zu 1968 ein schleichender Prozess, währenddessen diese Experimente schon eingesetzt hatten, oder gab es dann einen echten Einschnitt?*

Im Jahr 1968 ist alles kulminiert. Zwei Jahre zuvor hatte ich in Heidelberg Examen gemacht, war also kein Student mehr. Ich bin nach Berlin gegangen, meiner alten Kabaretttruppe „Das Bügelbrett“ hinterher, und wurde dort Geschäftsführer der Bühne „Die kleine Weltlaternen“, dem ehemaligen Haus des Kabarettis „Die Stachelschweine“. Und irgendwann 1967 holte man mich aus dem Büro, um einem Ensemblemitglied etwas beizubringen, aber als ich auf die Bühne kam, saßen sie kichernd daneben und sagten: „Wir wollen gar nicht, dass du etwas erklärst, du sollst es selbst machen.“ So haben sie mich für ein Programm noch einmal gekriegt. Und das war genau die Zeit, in der es in Berlin rundging. Benno Ohnesorg,

Ein Gespräch mit Pit Knorr

# Der Weiberrat war mir näher als der SDS

So verlief sein Jahr der Rebellion: Was Pit Knorr, bekannt als Satiriker, „Titanic“-Gründer und Textautor für Otto Waalkes, 1968 in Frankfurt und anderswo erlebt hat.



„Das war das Spannendste damals – diese vielen Versuche des Zusammenlebens, der Kindererziehung, des Theaters“: Pit Knorr, geboren 1939.

Foto Frank Röh

Schah-Besuch, Prügeleien – bei allem, was tagsüber stattfand, war ich dabei: gucken, demonstrieren, Prügel-Perser vorm Schöneberger Rathaus. Als Ohnesorg erschossen wurde, stand ich abends auf der Bühne, aber wir haben damals schon etwas schneller gespielt und den Schulklassen aus dem Westen im Publikum gesagt: „Leute, draußen findet Politik und alles andere statt, nicht im Kabarett! Lasst euch von euren Lehrern nichts erzählen.“

*Wieso dann ein Jahr später nach Frankfurt am Main zu einem Satiremagazin statt selbst nun auch nachts in Berlin auf die Straße?*

Ich hatte mich damals tollkühn um Jobs beworben. Eigentlich wollte ich nach Amerika gehen und hatte in Columbus, Ohio, auch schon eine feste Stelle an der Universität bekommen. Da bin ich aber nie angekommen, weil meine damalige Frau Johanna, eine Tänzerin, und ich gleich in New York hängengeblieben sind. Sie setzte ihre Ausbildung fort bei Martha Graham, und ich habe in New York das pure Abenteuer erlebt. Ich wollte es wissen: Amerika war für mich ja nicht das gelobte, sondern das verfluchte Land, Vietnam-Krieg und so weiter. Ich wollte meine Vorurteile überprüfen. Und meine Vorstellungen über Politik wurden gnadenlos enttäuscht: Es interessierte sich dort niemand für Vietnam. Das war für die Künstlerkreise in New York ganz weit weg. Nach einem guten halben Jahr sind

wir desillusioniert zurück nach Deutschland gegangen, rechtzeitig für 1968.

*Und dann gleich zu „Pardon“?*

Ich hatte mich auch bei einer Gewerkschaftszeitschrift beworben und – vollkommen wahnsinnig, aber man musste nur unter dreißig sein und zwei Sprachen beherrschen – als Pressesprecher beim Europarat in Straßburg. Aber es wurde dann „Pardon“. Dafür spielte meine Vergangenheit als Kabarettist natürlich eine wichtige Rolle, außerdem war ich in Heidelberg Chefredakteur der Studentenzeitung „Forum academicum“ gewesen, die dann in „Neues rotes Forum“ umbenannt wurde, aber erst nach mir! Mitte 1968 bin ich dann nach Frankfurt gezogen.

*Merkte man damals etwas von der revolutionären Stimmung, die heute so gern gerade für das Frankfurt dieser Zeit beschworen wird?*

Die Stadt war wohl wirklich so etwas wie das Herz von Achtundsechzig; hier saßen entscheidende Leute wie die Wolffs oder der Krahl. Aber ich war ja kein Student mehr. „Pardon“ allerdings verstand sich nicht nur als satirisches, sondern auch als linkes Blatt. Und ganz nach vorne getreten bin ich dann im April 1969: mit einem Leitartikel unter dem Titel „Liberales Scheißer aller Länder, vereinigt euch“. Das war ernst gemeint. Weil mir diese ganzen doktrinären, rechthaberischen, witzlosen und alles andere niedermachenden SDS-Leute auf

den Geist gingen. Es gab ja daneben eine breite linke Bewegung, wohlwollende, gutmeinende Leute, die mir viel sympathischer waren. Wie mir ja auch der Weiberrat näher stand als der SDS. Meine erste Frau Johanna, die Mutter meiner Tochter Anna, war im Ur-Weiberrat, neben Elsemarie Maletzke und anderen. Die waren 1968 und den Folgejahren noch schwer politisch und haben Marx und Ernest Mandel gelesen. Der Weiberrat tagte bisweilen in unserer Wohnung, aber da durfte ich natürlich nicht mit dabei sein. Nur für einen Mann gab es eine Ausnahme: für den Zeichner Gerhard Seyfried, der galt im Weiberrat als Ehrenweib, weil er so soft und freundlich war. Ich dagegen habe mir nicht alles gefallen lassen. Aber als ich später meine zweite Frau Anni kennenlernte, hatte ich von den Emanzipationsparolen der Frauenbewegung offenbar doch profitiert. Die sagte mir nämlich, es sei angenehm, dass man an mir so wenig herumerziehen müsse. Sie müsste sich wohl bei der Frauenbewegung dafür bedanken, dass ich ein derart zugänglicher, freundlicher, hilfsbereiter Mann geworden war. Naja, ich war gut gebrieft worden, bin aber sowieso der Meinung: Wenn man im Lebenskampf gute Gefährten und Genossen braucht, ist man mit Frauen besser dran.

*Was gab es damals sonst für herausragende Ereignisse?*

Die Pille! Die spielte eine Irrsinnrolle für das Freiheitsgefühl dieser Zeit. Und die

Notstandsgesetz-Demo in Bonn, das war ja auch 1968, kurz bevor ich bei „Pardon“ anfang. Das war für mich der letzte freie Akt vor meiner Berufstätigkeit. Wir waren so wütend auf die SPD wegen ihres Eintritts in die Große Koalition – es kehrt ja alles wieder. Ich traf in Bonn die alten Berliner Bekannten, man marschierte und demonstrierte und fuhr danach mit einem Sonderzug zurück nach Berlin, der während der Fahrt durch die DDR verschlossen wurde. Ich schloss mich kurzerhand an und saß mit dem Gesangsduo Schobert & Black im Speisewagen. Damals übervog einfach das Interesse an der Kumpanei, den Freundschaften, dem Vergnügen in der Szene.

*Ging es dann in Frankfurt auch wieder auf die Straße?*

Neben der Redaktionsarbeit war ich damals auch noch für den Hessischen Rundfunk tätig: Glossen schreiben und so. Es war auf der Kippe: Gehörst du noch zum Protest oder nicht mehr? Diese Unsicherheit war besonders groß, als Anfang der Siebziger dann die Hausbesetzungen in Frankfurt losgingen. Da lebten wir in einer Wohngemeinschaft, in einer großen Wohnung in der Sophienstraße, nicht aus revolutionären Absichten betreffs neuer Formen des Zusammenlebens, sondern weil wir eine billige Wohnung gesucht hatten. Aber während der Zwangsräumungen der besetzten Häuser richteten wir in dieser Wohnung das medizinische Zentrum der Besetzer ein: drei organisierte Ärzte,

vier oder fünf Helfer und ein Kühlschrank voller Medikamente und Verbandszeug. Heftige Auseinandersetzungen standen ja bevor. Aber das war schon deutlich später. Durch die Berichterstattung für „Pardon“ war ich jedenfalls mit der Szene in der ganzen Bundesrepublik bekannt geworden.

*Wie viele Leute arbeiteten damals bei „Pardon“?*

Das werden etwa zehn gewesen sein. Alice Schwarzer saß im Nebenzimmer, und bei mir im Büro arbeitete Wilhelm Genazino. Dazu kurzfristig Eckhard Henschel und vorher Chlodwig Poth, Robert Gernhardt, F. K. Waechter oder Hans Traxler, die frei fürs Blatt tätig waren, als ich dazustieß, wie auch F. W. Bernstein. Eine gute Truppe. Großartige Zeichner und Autoren, die es allesamt zu Ruhm und Ehre brachten. Aber 1968 – da sind wir noch kein Vierteljahrhundert vom Kriegsende entfernt, die Gesellschaft ist durch und durch prüde, Politik und Justiz sind von alten Nazis durchsetzt, die Eltern reden nicht über den Krieg und ihre frühere Gesinnung. Das Antiautoritäre war so etwas von fällig! Und da waren wir mitten drin. Es war eine Zeit des lange, lange fälligen Umbruchs. Und die Besten haben eben dabei mitgemacht. Ein Jahr später wurde dann der Emigrant Brandt Bundeskanzler, das war eine Sensation, und die Reaktionäre kochten vor Wut. Damals ist die Bundesrepublik frei, erwachsen und glaubwürdig geworden. Aber vorher – mein Gott, dieser Fünfziger-Jahre-Muff!

*Aber ging es bei „Pardon“ nicht auch autoritär zu? Man hört doch immer wieder, dass der Gründer Hans A. Nickel alles bestimmt habe. Hat man sich daran damals nicht gerieben?*

Man hat sich nur an den törichten Versprechungen gerieben. Die Struktur haben wir in Kauf genommen, wir wurden ja schließlich bezahlt. Aber Nickel hat immer so getan, als ob die Vergesellschaftung des Unternehmens „Pardon“ kurz bevorstünde. Und als wir das dann einforderten, gab es wüste Auseinandersetzungen. Aber das hätten wir alles noch durchgestanden, wenn Nickel nicht auf dem esoterischen Trip gelandet wäre. Alles, was bis dahin galt, jeder rationale Gedanke – und wie soll man denn Satire machen, ohne rational zu sein? –, das bedeutete plötzlich nichts mehr, weil man jetzt den Lehren eines Yogis folgen sollte. Das ging nicht, da haben wir uns alle abgeseilt. Das waren die siebziger Jahre. Aber „Pardon“ hat wirklich etwas fürs Demokratieverständnis in Deutschland geleistet: „Dass die das dürfen . . .“ Und dass man Prozesse gewinnen konnte, obwohl man so frech war.

*Gab es viele Klagen gegen „Pardon“?*

Nicht so viele wie gegen „Titanic“. Aber immerhin gab es welche.

*Sind Sie damals vom einen auf den anderen Tag gegangen?*

Ich habe noch eine Zeitlang als freier Mitarbeiter für „Pardon“ gearbeitet. Aber dann kam irgendwann das von Gernhardt, Waechter, Poth, Traxler und mir entwickelte Projekt namens „Großmutter“. Daraus wurde dann „Titanic“.

*Und der ehemalige Satiremagazin-Redakteur wurde Satiremagazin-Gründer und -Miteigentümer. Haben also auch Sie, wie man es allgemein von den Achtundsechzigern sagt, den Marsch durch die Institutionen angetreten? Zumindest gelten Sie ja heute selbst als Institution der Komik.*

Irgendwann sagte ich zu Robert Gernhardt, meinem langjährigen Freund und Ko-Autor: „Ich möchte allmählich mal Geld verdienen.“ Und der reichte mir die Hand über den Tisch und antwortete: „Ich bin an deiner Seite.“ Und so sollte es ja auch kommen, als wir beide Mitte der Siebziger gemeinsam mit Bernd Eilert angefangen haben, für Otto Waalkes Texte zu schreiben. Aber das ist eine andere schöne Geschichte. Es ist alles gut gelaufen. Manchmal frage ich mich, ob man eigentlich Satiriker sein kann, wenn man so eine positive Grundstimmung hat.

Das Gespräch führte Andreas Plathaus.